

KRITISCHE UND KONSERVATIVE AUFGABEN DER
PHILOLOGIE
ZUR SOZIALGESCHICHTE DER LITERARISCH GEBILDE-
TEN INTELLIGENZ

von *Dietrich Harth*

1 Der Traditionalismus der Alten Welt

Die Sozial- und Kulturgeschichte hat uns gelehrt, daß der Übergang von primitiven Gesellschaftsformen zu den sogenannten Hochkulturen stets mit der Ausbildung jener Kulturtechniken des Schreibens und Lesens verbunden war, die aus der Lebenswelt der Industriegesellschaft nicht mehr wegzudenken sind. Wie aus den frühesten erhaltenen Schriftzeugnissen hervorgeht, die einen Einblick in die Sozialformen der alten, zwischen Zweistromland und Nil sesshaft gewordenen Nomaden- und Hirtenvölker zulassen, erfüllten die damaligen Schreiber wichtige bürokratische Aufgaben. Ihre Kunst ermöglichte eine frühe rational geplante Feldwirtschaft, die in den vom Wasser der großen Flüsse begünstigten und gefährdeten Regionen zur ökonomischen Grundlage eines komplexen Herrschafts- und Verwaltungssystems wurde. Wie wichtig die Stellung der Schreiber war, leuchtet ein, wenn man die fragile Abhängigkeit des Sozialgefüges von den künstlich geschaffenen Bewässerungsanlagen bedenkt, die den ständigen Einflüssen der Natur preisgegeben waren. Die Beobachtung, Aufzeichnung und Berechnung der Naturkräfte und ihrer regelmäßigen sowie katastrophal wechselnden Zustände mußte daher notwendigerweise zu einer lebenswichtigen Grundlage der ökonomischen Stabilität werden, die sich z. B. in der Erfindung des Kalenders und zahlreicher anderer numerischer und literarischer Techniken konkretisierte.

Mit der schriftlichen Aufzeichnung früherer Erfahrungen begann

das, was spätere Zeiten unter ‚Geschichte‘ verstanden: ein künstliches Gedächtnis, das in Archiven verwahrt und je nach Bedarf von Kundigen hervorgeholt werden konnte; die ‚Geschichte‘ – wir nennen sie hier besser mit ihrem alten Namen ‚Historie‘ – als Lehrmeisterin des Lebens! Wir bemerken an den Funktionen und an der sozialen Stellung der frühen Schreiber bereits jene Merkmale, die bis zum Ende der feudalen Gesellschaftsformen in Europa den Typus des literarisch Gelehrten prägten: privilegierter Beamtenstatus und konservative Aufgaben. Privilegiert waren sie, weil die Mächtigen bei der Durchsetzung von Herrschafts- und Verwaltungsakten auf schriftliche Kommunikations- und Legitimationsformen angewiesen waren. Nicht selten kam das Privileg dadurch zustande, daß die Schreiber mit den Priestern identisch und mithin sakrosankt waren. Wo dies der Fall war, und es trifft wohl für die meisten Hochkulturen zu, da schlug sich das auf früherer Kulturstufe noch magische Verhältnis zur Natur in den schriftlichen Aufzeichnungen vergangener Ereignisse nieder, die zumeist in mythische Bilder eingekleidet waren. Wie es scheint, gelang es dem archaischen Bewußtsein, mit Hilfe des uns heute phantastisch anmutenden Mythos den unbegriffenen Naturkräften einen Sinn zu verleihen, der die eigene Existenzangst und das Gefühl der Schutzlosigkeit beruhigte. Mit der Abfassung und Bewahrung religiöser u. a. Mythen wuchs der Schreiber- und Priesterschicht freilich auch die Aufgabe zu, die Symbol- und Bildersprache ihrer Texte auszulegen, sie zu interpretieren.

Interpretieren bedeutet ‚Übersetzen‘, und es ist das Ziel jedes Auslegenden, die möglicherweise unverständlich gewordenen Aufzeichnungen und Deutungen vergangener Lebensabschnitte wieder allgemein zugänglich zu machen, indem er sie in den Sprachgebrauch seiner Zeit überträgt. In diesem Sinn garantierten bereits die schriftlich tradierten Mythen und Erzählungen der Frühzeit die Bedeutungen der Vorstellungen, der Sachen und Normen, die sie bezeichneten, da sie, war der Sinn etwa eines bestimmten ethischen oder religiösen Gebotes oder Verbotes durch Veränderungen in der Lebenspraxis strittig geworden, von den jeweils autorisierten Interpreten (Priester, Weiser, Gelehrter) zu Rate gezogen wurden. Legten diese dann einen solchen Text aus, indem sie den herausgefundenen und anerkannten Sinn öffentlich verkündeten, so nahmen die Unkundigen diese Deutung als verbindlich hin, und die gestörte Verständigung war durch die Interpretation dessen, der der Wörter mächtig war, wiederhergestellt.

Ein solcher Vorgang, wie wir ihn hier vereinfacht dargestellt haben, brachte bald besondere Formen der Traditionsaneignung und der

Exegese (Auslegung) hervor, die nach Art einer lehrbaren Kunst mit Vorschriften und Regeln ausgestattet wurden. Die ganze ‚Kultur der Schriftlichkeit‘ mußte auf diese Weise zu einer festen Einrichtung werden, deren institutioneller Charakter sich nicht nur in den Rechten und Pflichten ihrer Vertreter dokumentierte, sondern auch in einem entsprechenden Standesbewußtsein. Das Urbild einer solchen Institution musisch-literarischer Traditionspflege, an dem sich die Gelehrten der westeuropäischen Bildungseliten lange Zeit orientierten, lieferten die alexandrinischen und pergamenischen ‚Philologen‘ seit dem 4. – 3. vorchristlichen Jahrhundert. In der Geschichtsschreibung der modernen, auf ein Wissenschaftsethos reiner Wahrheitserkenntnis sich berufenden philologischen Disziplinen (Altertumskunde, Literatur- und Sprachwissenschaft) werden diese ‚Philologen‘ gerne als Vorläufer einer rational verfahrenen Gelehrsamkeit gepriesen. Sehen wir daher näher zu, wie ihre Aufgaben, ihre Leistungen und ihre soziale Stellung beschaffen waren.

Zunächst war der griechische Name ‚philologos‘ überhaupt keine semantisch eindeutige Berufsbezeichnung. In den klassischen griechischen Schriften (Plato u. a.) kennzeichnet das Wort den, der mit den Künsten der Dialektik und Rhetorik vertraut ist, hier ist es noch ganz auf die Beherrschung der mündlichen Rede bezogen. Im hellenistischen Zeitalter, in dem die erwähnten Philologen lebten, bedeutete ‚logos‘ u. a. schließlich das schriftlich überlieferte Wissen, das von Homer über die Tragiker bis zu Aristoteles und seinen Schülern reichte, ein Wissen, dessen klassische Einteilung in Ethik, Logik, Physik auch Poesie und Redekunst umfaßte. Der ‚philo-logos‘ war, wörtlich übersetzt, der Freund und Kenner dieser Tradition, der sich auch Grammatiker, Kritiker und Poet nannte und alle damit bezeichneten Tätigkeiten in seiner Person vereinte. Die Dichtergelehrten, wie wir diesen Typus des frühen Philologen fortan nennen wollen, erfüllten nämlich am alexandrinischen Hof der ägyptischen Könige, der Ptolemäer, Funktionen, die sich in aufschlußreicher Weise von den Aufgaben anderer bürokratischer Schreibergruppen unterschieden. Waren sie doch zur gleichen Zeit Lehrer, Priester und Verherrlicher des Königshauses. Um diesen Zusammenhang zwischen Literatur und Herrschaft zu verstehen, muß man wissen, daß die Ptolemäer, die selber aus dem griechenstämmigen Makedonien kamen, ihre Fremdherrschaft über das von Alexander eroberte Ägypten ohne jene durch einheimische Geburt und lange Familien-tradition gesicherte *Legitimität* errichteten, die dem Monarchen in den Augen seiner Untertanen die Aura eines von der Natur eingesetzten

Patriarchen verleiht. Diesen Mangel suchten die Ptolemäer zu ersetzen, indem sie einen Herrscherkult einführten, dessen Merkmale z. T. ägyptischen, vorab aber griechischen Überlieferungen entnommen wurden. Sie schufen zu diesem Zweck einen Stand der Dichter, Philosophen und Gelehrten, dessen Mitglieder sie aus dem griechischen Kultur- und Sprachraum an ihre Höfe zogen, und gewährten ihm alle Vorrechte einer sozialökonomisch privilegierten Elite. Als Gegengabe lieferten die Philosophen und Dichtergelehrten eben jene Herrschaftslegitimation, deren der Monarch bedurfte, um seine außergewöhnliche Stellung vor dem Volk glaubwürdig zu machen: Heroisierung und schließlich Vergöttlichung zu Lebzeiten. Da die Argumente, Symbole und literarischen Muster für diese Stilisierung der Herrschaft aus der griechischen Überlieferung genommen wurden, mußten jene berühmten alexandrinischen Bibliotheken geschaffen werden, in denen Gelehrtenfleiß das zusammentrug, was die alte Welt tradiert hatte und was man unter den gegebenen Umständen für erhaltenswert erachtete. Bei diesem Unternehmen entstanden nicht nur die ersten feineren Techniken der Textkritik und Texterklärung; es wurden auch zahlreiche Hilfsmittel (Glossare, Lexika, Grammatiken) geschaffen, die dazu dienten, die Sprache des Überlieferten zu erhalten und verständlich zu machen. Zu den Aufgaben der alexandrinischen Gelehrten gehörten folgerichtig auch die Sprachunterweisung und der Literaturunterricht und nicht zuletzt die zu diesem Zweck notwendige Auswahl und Kanonisierung der vorbildlichen, i. e. klassischen Werke. Als Erzieher des Königshauses führten sie die künftigen Monarchen in die griechische Tradition der Künste und ‚Wissenschaften‘ ein und schufen damit zugleich eine Sphäre der Verständigung, die abseits von den Bedürfnissen und Nöten der alltäglichen Lebenssicherung die religiöse Weihe eines Musenkultes annehmen konnte. Hier wurden die Werke der Geschichtsschreibung, der Poesie, der Rhetorik und der Philosophie gelesen, erklärt, übersetzt und kommentiert. Das alles geschah indessen nicht als Selbstzweck, sondern, wie wir gesehen haben, im Dienst eines aristokratischen Wertbewußtseins, das sich vom Bereich der Arbeit, die in den Händen eines niedergehaltenen Sklavenstandes lag, völlig abschloß. Es ist daher kein Zufall, daß in der Ausbildung eines solchen Herrschaftsbewußtseins den homerischen Epen ein besonderer Rang zukam, da sie in ihren Gesängen die Sitten, Normen und Lebensideale einer heroisch-kriegerischen Gesellschaftsform zur Sprache brachten. In ihr hatte die Arbeit keinen und der Sklave höchstens einen die ‚barbarische‘ Gegenwelt kennzeichnenden Platz. In der exklusiven Sphäre dieses kultivierten

aristokratischen Lebens und der ihm entsprechenden Bildungsnormen waren mithin jene Formen des technischen Wissens nicht anzutreffen, die später in der Geschichte der europäischen Neuzeit eine technisch-naturwissenschaftliche Intelligenz hervorbrachte, die ihrerseits das überkommene Bildungsmonopol der literarischen ‚Intelligenz‘ radikal in Frage stellen sollte. Bevor wir auf diese Veränderungen eingehen, seien die Merkmale des eben beschriebenen Typus der philologischen Gelehrsamkeit nochmals in allgemeiner Weise zusammengefaßt.

Max Weber hat den Gesellschaftstyp der alten Welt als *traditionalen* gekennzeichnet. Im Unterschied zur *bürgerlichen* und *industriellen* Gesellschaft bildete dessen ökonomische Grundlage die nur durch primitive mechanische Hilfsmittel unterstützte Arbeit vieler Hände in Landwirtschaft und Handwerk. Auf dieser Basis erhob sich die Herrschaft einzelner oder weniger. Deren Legitimität wurde durch das Anknüpfen an ‚gewachsene‘ Überlieferungen gesichert, die dort, wo neue Machtverhältnisse aufgrund von Eroberung oder Umsturz entstanden waren, mit Hilfe einer gleichsam beamteten Gelehrtenkaste erst geschaffen werden mußten. Dabei wurde selbstverständlich an Bewährtes angeknüpft, wie unser Beispiel zeigte. Die Dichtergelehrten und Philosophen der Ptolemäer und anderer hellenistischer Monarchien erfüllten freilich mit ihrer philologischen und erzieherischen Tätigkeit nicht nur den, wie man heute sagen würde, Zweck der ideologischen Rechtfertigung von Herrschaft. Die Sinekure, die ihnen das Bedürfnis der Monarchen nach traditionaler Legitimität zugestand, gab ihnen auch Gelegenheit zum extensiven Sammeln und zu der erwähnten Verfeinerung der Kulturtechniken. In zweifacher Hinsicht haben sie selber dadurch am Zustandekommen einer europäischen literarischen Überlieferung mitgewirkt: Ihre Bibliotheken bewahrten die Texte auf, die in allen nachfolgenden Renaissanceen aufs neue und in jeweils veränderten historischen Lebenswelten angeeignet und reinterpretiert wurden; ihre philologischen Verfahrensweisen enthielten bereits die rudimentären Ansätze zu jenem Organon der Kritik, Grammatik und Interpretation, das mit der Begründung der Wissenschaften von Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert methodologisch ausgeformt wurde.

- *Die Kritik* betraf demnach die wertende Auswahl der tradierten Texte und ihre Klassifikation nach den Kriterien formaler wie inhaltlicher Mustergültigkeit.
- *Die Grammatik* ordnete und registrierte Satzbau (Syntax) und Wortschatz (Lexikon) des alten, den überlieferten Texten zugrundeliegenden Sprachgebrauchs.

- Die *Interpretation* suchte das an ihnen zu deuten und gegebenenfalls zu erklären, was befremdlich schien und/oder unverständlich geworden war.

Aufschlußreich für das *traditionalistische* Selbstverständnis und die damit verbundenen konservativen Aufgaben der frühen Philologen sind vor allem ihre exegetischen Regeln, da diese sich direkt auf den Zusammenhang von literarischem Wissen und Lebenspraxis beziehen. Entwickelt wurden sie zumeist an den Auslegungsproblemen jenes Klassikers der Klassiker, Homer, in dessen Epen man gern das Urbild aller Dichtung sah. Zwei der Regeln, die uns aus der Spätantike überliefert sind, verdienen hier besondere Aufmerksamkeit. Die erste lautet: „Der Autor (Homer) ist selber sein bester Interpret.“ Ein solcher Grundsatz beteuert die Autonomie des Textes, seine Unabhängigkeit von den historischen Bedingungen, unter welchen er entstanden ist. Befolgt ihn der Leser, so wird er den Text stets so auffassen, als wäre er mit ihm gleichzeitig. In der Tat trifft diese Haltung auch weitgehend auf die traditionalistische Philologie zu. Ließ doch die ideelle Gleichzeitigkeit von Text und Leser letzteren nicht danach fragen, worauf der Text sich bezieht, auf welche Lebenswelt, auf welche sozialen Umstände und Werte. Es zeichnet vielmehr die traditionalistische Einstellung aus, die Texte nicht historisch zu hinterfragen, sie in ihrer so oder so beschaffenen gesellschaftlichen Wirklichkeit zu sehen, um ihren Absolutheitsanspruch auf diese Weise zu relativieren; sondern sie sucht die einmal als normative Vorbilder anerkannten Bücher und deren Autorität als zeitlose zu bewahren. Diese Autorität war stets identisch mit dem Älteren, dessen Stellung nur vergleichbar ist mit dem in den vorindustriellen Gesellschaften geltenden Ansehen jener ältesten Gruppenmitglieder, deren größere Lebenserfahrung sie den jüngeren überlegen machte. Wir erkennen auch hier wieder das unbefangene *praktische Interesse*, das der philologischen Arbeit zugrunde lag: Die Überlieferung wurde nicht um ihrer selbst willen gehegt und gepflegt, sondern als lehrhaftes Muster, sei es um religiöser, ethischer, sei es um politischer Zwecke willen, in Gebrauch genommen. So entsprach der Grundsatz von der Selbstausslegung der Texte der Überzeugung, daß die Bücher der Vergangenheit und ihre Lehren sich in reinster Unmittelbarkeit zur Nachahmung anbieten.

Die zweite exegetische Regel, die für das traditionalistische Selbstverständnis charakteristisch ist, betrifft die These vom ‚verhüllten Sinn‘ eines überlieferten kanonischen Textes. Sie wurde bezeichnenderweise dort angebracht, wo es darum ging, die fremd gewordenen Bedeutungen

solcher Traditionen, die ein für allemal als normativ anerkannt worden waren, in veränderte Wert- oder Weltanschauungssysteme zu ‚übersetzen‘. Das dabei angewandte Verfahren ist als Allegorese in die Geschichte der sakralen wie profanen Textexegese eingegangen. War z. B. das Eingreifen der Götter in die menschliche Lebenswelt, wie es die homerischen Epen darstellten, nicht mehr zu vereinbaren mit einem spiritualisierten Gottesbegriff, so deutete die allegorische Interpretation die Götter des Epos als personifizierte Begriffe bestimmter ethischer Werte oder kosmischer Kräfte; erschien eine einfache im Text wiedergegebene Handlung, die sich auf einen vergangenen und vergessenen Brauch bezog, als unverständlich oder trivial, so wurde ihr ein ‚tieferer Sinn‘ beigelegt usw. Allemal diente die Allegorese dem Zweck, die Widersprüche zwischen Text und Lesermeinung zu harmonisieren, ohne daß historische Erklärungen herangezogen werden mußten, die den autoritativen Wahrheitsanspruch in Frage gestellt hätten, den man bestimmten Überlieferungen zugestand.

2 Renaissance: Wiedergewinnung und Inbesitznahme der antiken Literatur für praktische Zwecke

Wir sehen an diesen Beispielen, daß das Selbstverständnis und die Arbeitsweise der ‚Philologen‘ in einem engen Zusammenhang mit ihrer gesellschaftlichen Rolle stand, die ihnen zur Aufgabe machte, schriftlich tradiertes Wissen aufzubewahren und interpretierend in den Sprachgebrauch und Erfahrungshorizont einer gewandelten Zeit zu übertragen. Daß dabei von bestimmten gesellschaftlich vermittelten Wertsetzungen her ausgewählt und gedeutet wurde, blieb unproblematisch, da man das Überlieferte nicht nach Maßgabe reiner Erkenntnis studieren, sondern als Anleitung zum ‚guten Leben‘ gebrauchen wollte. Die konservative und im Licht einer viel später entwickelten Erkenntnistheorie als unreflektiert zu bezeichnende Einstellung der literarischen ‚Intelligenz‘ des traditionellen Gesellschaftstyps erhielt sich, wie bereits angemerkt wurde, bis zur Auflösung eben dieser Gesellschaftsform. Wir können an dieser Stelle nicht die gesamte Entwicklung mit allen wichtigen Einzelheiten nachzeichnen. Nur soviel ist festzuhalten: Das christliche Mittelalter verstärkte den überkommenen Traditionalismus um ein Vielfaches. Grund dafür war einmal die absolute Autorität einer kleinen Gruppe sakraler Schriften, die zur Richtschnur des Denkens und Han-

delns in allen Lebensbereichen wurde; zum andern lag das Monopol der Ausbildung des Lesens und Schreibens und zugleich das der Traditionsdeutung allein bei der Kirche und dem ihr angegliederten Klerus. Den einzigen Bezugspunkt aller philologisch-literarischen Bemühungen bildete in diesen Jahrhunderten die Sakralliteratur. Deren dogmatischer Exegese waren die profanen Disziplinen von der Dichtung bis zur aristotelischen Logik strikt untergeordnet. Ja der Theologie war daran gelegen, alle Bereiche des weltlichen Wissens in ein hierarchisch gegliedertes Wissenschaftsgebäude einzuordnen, dessen Spitze sie selber bildete. An dieser Hierarchie wurde nicht nur die Organisation der kirchlichen Institutionen gemessen, sondern selbst die soziale Lebenswelt, die für sich wenig galt. Eine literarisch gebildete ‚Intelligenz‘ in dem Sinne, wie wir sie bisher kennenlernten, nämlich als privilegierte Kaste mit eigenem Standesbewußtsein, gab es indessen nicht. Zwar führte das Bedürfnis nach traditionaler Legitimität wiederholt zu ähnlichen Gruppenbildungen, wie u. a. die ‚Renaissancen‘ der karolingischen und ottonischen Zeit dokumentieren, doch waren auch hier die Träger der literarischen Kultur mit dem Klerus meist identisch.

Erst mit der im Spätmittelalter einsetzenden Umstrukturierung der feudalistischen Agrargesellschaft erscheint wieder ein Gelehrtenstand, der unabhängig, ja in polemischer Absetzung von den klerikalischen Institutionen, mit dem ausgeprägten Selbstbewußtsein einer geistigen Elite auftritt. Charakteristisch war für ihn vor allem das bewußte Anknüpfen an jene Überlieferungen der antiken praktischen Philosophie, die sich mit den Problemen der Ethik, der Politik und der Ökonomik (Lehre von der Haushaltung) befaßten. Darüber hinaus galten die intensivsten Anstrengungen dieser über die Ländergrenzen hinweg miteinander kommunizierenden Gelehrten der ‚Wiederbelebung‘ aller sprachpraktischen Künste (Rhetorik, Poesie, Geschichtsschreibung), die im Mittelalter eine propädeutische, das Theologiestudium vorbereitende Rolle gespielt hatten. Die Humanisten – eine Gruppenbezeichnung, unter der diese Schicht literarischer ‚Intelligenz‘ üblicherweise zusammengefaßt wird – bezogen die sprachpraktischen Disziplinen, anders als ihre klerikalischen Kontrahenten, nicht mehr allein auf die Vorschriften des Dekalogs beziehungsweise auf einen dem menschlichen Eingreifen entzogenen Heilsplan, sondern auf die unmittelbaren Probleme des Zusammenlebens, die in der spätmittelalterlichen Krise jene Veränderungen ankündigten, die mit der Säkularisation der alten Werte und mit der Ausbreitung der empirischen Naturerkenntnis den Beginn der Neuzeit markierten. Die damit einhergehende Neuordnung von Arbeit

und Herrschaft zerstörte nicht nur das prekäre Gleichgewicht zwischen weltlichen und geistlichen Machtgruppen. Sie lockerte auch die feudalen Sozialformen zugunsten früher Liberalisierungstendenzen im Verhältnis zwischen Adel, Regierung und dem jungen Stadtbürgertum. Die Folgen dieser Ansätze wirkten sich freilich erst nach einer Periode der Reaktion im Zeitalter der bürgerlichen Revolutionen aus. Doch lassen sich in der Zeit zwischen dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert ökonomische und politische Strukturänderungen nachweisen, die durchaus der Vorbereitung der Moderne zugehören. Dazu zählen auf ökonomischem Sektor die allmähliche Kommerzialisierung des Agrarwesens und die Entwicklung der nach geldwirtschaftlichen Prinzipien organisierten Heim- und Manufakturbetriebe als vorindustrielle Produktionsweisen. Im politischen Bereich kam es in manchen Ländern zu parlamentarischen Entscheidungs- und Mitregierungsverfahren, die die Macht der Legislative und Exekutive auf die einander kontrollierenden Stände verteilten und auf diese Weise dem Monarchen das Recht auf Alleinherrschaft bestritten.

Am weitesten fortgeschritten in der Liberalisierung der feudalistischen Gemeinschaftskultur waren manche Regionen Italiens, wo sich früh eine städtische Oberschicht aristokratisch-merkantilen Gepräges herausbildete, die neue Rechts- und Verwaltungsformen entwickelte und als politisch-ökonomische Machtgruppe einige Zeit ihre Herrschaft in mehreren oberitalienischen Stadtstaaten behaupten konnte. Im Schutz dieser vom höfischen Lebensstil des Spätmittelalters zu unterscheidenden Stadtgesellschaften entstanden nun auch neue Bildungsvorstellungen. Sie waren politisch häufig am Vorbild des römischen Republikanismus orientiert und gaben der Literatur der entsprechenden Zeit den Vorzug. Bekannt ist die damit aufkommende Ciceroverehrung, die fast pathologische Züge enthielt und viel zur lateinisch-römischen Selbststilisierung der politisch aktiven Humanisten beitrug.

Man kann, stark vereinfachend, sagen, daß die humanistischen Philologen ihre Aufgabe in den Stadtrepubliken wie noch in der zweiten Phase der Renaissance an den Fürstenhöfen als Ausbildung einer literarischen Laienkultur begriffen, die teils im Dienst praktisch-politischer, teils spielerisch-ästhetischer Ziele stand. Sozial gerieten sie im Laufe der Zeit in starke Abhängigkeit von Gönnern (Mäzenat!), die ihrer literarischen Fähigkeiten bedurften. So fand sich auch hier die literarisch gebildete ‚Intelligenz‘ wieder in einer Art Beamtenstatus: Sekretäre in Kanzlei- und Kurialbüros, Fürstenerzieher an den höfischen Zentren. Die Herren der Oberschicht versicherten sich ihrer Dienste, um ihren zu-

meist frisch erworbenen Adel zu legitimieren, um in der damals aufblühenden Diplomatie mit Wort und Feder bestehen zu können und um die Verwaltung ihrer Herrschaftsgebiete zu rationalisieren. Neben diesen Aufgaben gingen die Humanisten jenen vielfältigen philologischen Interessen nach, die nicht unabhängig von ihrer sozialen Rolle zu sehen sind: Die politisch-sozialen Fragen der Gegenwart verlangten nach Lösungen, die in der spekulativen Theologie des scholastischen Mittelalters nicht zu finden waren. Man erwartete sie infolgedessen von den profanen Überlieferungen der antiken praktischen Philosophie und Geschichtsschreibung; zumal in der Historie sah man Muster des Verhaltens und Handelns im negativen wie positiven Sinne. Die starke Orientierung an den in den Büchern zur Sprache kommenden Erfahrungen der Vergangenheit bestätigt im übrigen den noch bestehenden Traditionalismus und die Angewiesenheit der spätmittelalterlichen Agrar- und Gewerbebesellschaft auf literarische Überlieferungsmedien. Diesen Sachverhalt brachten die humanistischen Gelehrten und Erzieher in der Überzeugung zum Ausdruck, daß die Bemühungen um ein gutes und gerechtes Leben, in dem Ethik und soziales Handeln übereinstimmen, auf das Studium der Literatur niemals verzichten dürfen.

Entsprechende Maximen befolgten die humanistischen Philologen besonders dort, wo sie als Erzieher tätig waren, und es zählt zu ihren unleugbaren Verdiensten, daß sie für die Idee einer ‚öffentlichen Schule‘, die unabhängig vom Einfluß der Kirche, eine zwar christliche, doch profane literarische Bildung in allen Schichten verbreiten sollte, mit Wort und Tat eintraten. Ihre pädagogischen Erwägungen waren aufs engste mit ihren Bemühungen um eine philologisch-kritische Reinigung der literarischen Tradition verknüpft, so daß Philologie und Bildung jener Zeit noch als ein Ganzes betrachtet werden müssen. Zu den humanistischen Grundsätzen zählte, um nur ein Beispiel für diesen Zusammenhang zu geben, die Überzeugung, daß die Form der geschriebenen Sprache – ihre grammatische Fügung und die Wahl der Wörter etwa nach dem Maß ihrer Überredungskraft oder Affekthemmung bzw. -stimulierung – auch die Haltung des Lesers und zugleich seine moralische Handlungsfähigkeit beeinflusst und prägt. Mithin galt es, nicht nur die Sprachstruktur der zum Zweck der Bildung ausgewählten Literatur unter didaktisch-moralischen Aspekten zu berücksichtigen; es mußte auch die formale Authentizität jener Texte wiederhergestellt werden, die durch mangelhafte Überlieferungstechniken (Abschreiben, Diktieren usf.) verdorben, oder durch sprachliche Nachlässigkeit und Mißachtung der Form in den Klöstern des Mittel-

ters entstellt worden war. Im Formbewußtsein der Humanisten liegt ein Motiv für die große Bedeutung der Textkritik, da die ‚Emendation der Texte‘ einer ‚Emendation der Sitten‘ gleichkam.

Die neue Einschätzung der literarischen Überlieferung unter dem Gesichtspunkt ihrer Verwendbarkeit für den profanen Bereich der Lebensführung und -gestaltung in den frühbürgerlichen Stadtgesellschaften und höfischen Adelsresidenzen brachte auch einen neuen Begriff von Autorität hervor. Danach galt nicht mehr das von der Kirche vertretene Wort als sakrosankt, vielmehr mußte auch dieses – ebenso wie die Sprache der säkularen Überlieferung – seine Authentizität vor dem Sachverstand des philologischen Kenners ausweisen. Die philologische Kritik brachte manche Fälschung zutage, auf welche die Kirche bestimmte politisch-territoriale Machtansprüche stützte, und es ist bekannt, daß der zur Reformation führende Widerstand gegen eine dogmatische Auslegung der kerygmatischen Überlieferung dem veränderten Sprachverständnis der literarischen ‚Intelligenz‘ jener Zeit entscheidende Anregungen verdankt. Doch ist festzuhalten, daß die normative Geltung der Tradition durch diese Art der philologischen Kritik noch keineswegs im ganzen gebrochen werden sollte. Denn an die Stelle der von der Kirche als vorbildlich gesetzten Autorität der sakralen Literatur trat die der älteren, profanen Tradition der griechisch/römischen und christlichen Antike.

Wenn bisher von literarischer Intelligenz die Rede war, so geschah das noch in einer soziologisch eher unspezifischen Weise. Denn der Begriff der ‚Intelligenz‘ im Sinne einer gesellschaftlichen Gruppenbezeichnung ist von relativ frischer Herkunft. Theodor Geiger nennt als wesentliches Kriterium für die Entstehung der Intelligenzschicht die Arbeitsteilung.¹ Die moderne Leistungsgesellschaft weist der erwähnten Gruppe nicht nur bestimmte Aufgaben zu, sie grenzt sie auch anhand spezifischer Merkmale von andern sozialen Gruppen ab. So hatten die hier mitunter als literarische ‚Intelligenz‘ apostrophierten Philologen der traditionellen Gesellschaft noch ein ganzes Bündel von sozialen Funktionen inne. Waren sie zumeist doch Schriftgelehrte, Poeten, Priester und Erzieher in einem. Der Strukturwandel, der am Übergang vom traditionellen zum bürgerlichen Gesellschaftstyp alle stehenden – ständischen – Einrichtungen ergriff, hat auch diesen Verbund in eine komplexe Fülle verteilter Einzelfunktionen aufgelöst. Die Produktion literarischer Intelligenz in der bürgerlichen Gesellschaft wird nicht nur von einer zunehmenden Verwissenschaftlichung begleitet, sie führt auch zur Trennung zwischen der Erzeugung und Kanonisierung repräsentativer

Kulturbestände und ihrem Konsum: Intelligenz und Gebildete treten auseinander. Der revolutionäre, auf Veränderung drängende Impetus des dritten Standes, dessen ökonomisches Substrat bald eine durch permanente Umwälzung und Innovation vorangetriebene Industrie bildete, verlangte nach neuen, rationalen Weltbildern. Unter der Form poetischer Illusion wurden die Entwürfe besserer Welten imaginiert, in denen die Bürger jene Zukunft zu erkennen vermeinten, die ihnen der Fortschritt in den Produktionsverhältnissen vorzeichnen mochte. Die Auflösung der altständischen Sozialformen weckte das Bewußtsein für die Geschichtlichkeit der materiellen wie geistigen Lebensbedingungen und -inhalte. Eine erste Ahnung von der Machbarkeit der Geschichte kam auf, während doch bisher die Gesellschaft von naturwüchsiger Beschaffenheit zu sein schien, an der die Menschen nichts ändern konnten. Kurz, alles das, was man unter dem Begriff der Kultur zusammenzufassen pflegt, geriet in Fluß, da die Vertreter der Intelligenz ihre ehemals eher bewahrenden und reproduzierenden Leistungen zugunsten kritischer und vorausschauender Funktionen zurückstellten. Alles das geschah allmählich und unter weit komplexeren Bedingungen als es die folgende knappe Skizze andeuten kann. Der Übergang vom Alten zum Neuen vollzog sich bereits im Spätmittelalter, und der Anteil der humanistischen Gelehrten an diesen Veränderungen ist – wie gesagt – nicht gering zu veranschlagen. Wenn ihr Wirkungsbereich auch häufig noch ‚Wissenschaften‘, Künste (artes) und politische Aktivität (Diplomatie) umfaßte, so haben sie doch vor allem für die traditionsbewahrende und -vergegenwärtigende literarisch-akademische Intelligenz der späteren Philologie das Muster abgegeben. Daneben entstanden nicht nur die Sozialformen des freien, schöpferischen Literatentums und ein genießendes Bildungspublikum, sondern mit der neuen Wissenschaft der Naturerkenntnis und -beherrschung erhielt auch eine Gruppe gesellschaftliche Bedeutung, die als technisch-naturwissenschaftliche Intelligenz erst in unsern Tagen den Anspruch auf ein eigenes Kulturideal erhebt.²

3 Von der Traditionskritik zur Verwissenschaftlichung

Wie bereits angedeutet wurde, veränderte sich das Bild des liberalen humanistischen Gelehrten im Zuge der im 16. Jahrhundert einsetzenden europäischen Reaktion, die vor allem von der Gegenreformation be-

günstigt wurde. Mit der allmählichen Ausbildung nationaler kultureller und politischer Einheiten, deren Kristallisationspunkte die höfischen Zentren waren, entstanden neue Aufgaben für die literarische Intelligenz. Wir können wieder nur wenig davon andeuten, da die entscheidenden Veränderungen, die zur Professionalisierung der literarischen Intelligenz führten, erst später zur vollen Wirkung kamen. Immerhin haben die traditionalistischen Philologen seit dem Spätmittelalter an den Voraussetzungen dieser Entwicklung mitgewirkt. Nicht zuletzt gehört dazu die grammatische Kodifizierung der Volkssprachen, die gegenüber dem bis dahin als Bildungssprache geltenden Latein aufgewertet wurden. Eine volkssprachliche ‚schöne Literatur‘ trat an die Seite der alten Überlieferungen, deren Anspruch auf Vorbildlichkeit durch neue Stoffe und Gattungen erschüttert wurde. Im Bereich der literarischen Bildung, die aufgrund ihrer enzyklopädischen Definition eben noch alle Gebiete des Wissens umfaßte, entstanden Einteilungen, die nicht nur nach sakralen und profanen Inhalten trennten, sondern auch nach der Zugehörigkeit zur Moderne beziehungsweise Antike. Hierin lag bereits der Ansatz zu einem Streit um die Verbindlichkeit der alten bzw. neuen Literatur, der in Frankreich früh die Autorität der Tradition entzauberte. Noch folgenreicher war schließlich der Angriff auf die Normativität des Überlieferten, den die kritische Philosophie im Namen der Vernunft und eines darauf bauenden wissenschaftlichen Methodenideals vortrug, ein Angriff, der sich auf die Unabhängigkeit des Denkens von vorgegebenen Meinungen, Urteilen und Erkenntnissen berief. Mit Argumenten, die seitdem zum Arsenal aller rationalistischen Traditionskritik gehören, attackierte z. B. Descartes, der philosophische Begründer der neuen Methode, die überkommene literarische Bildung: Das Studium der Bücher gewöhne an fremde Urteile und Vorurteile, das der Historiographie führe leicht zur Blindheit gegenüber den Verhältnissen der Gegenwart, die Bildersprache der Dichtung und die Überredungskunst der rhetorischen Prosa lenke die Vernunft vom Ziel der demonstrativen Gewißheit ab.

Diese Kritik am Überkommenen und dessen literarischen Medien blieb indes nicht allein Sache der Philosophie. Deren Anspruch aufzuklären und zugleich von illegitimer Bevormundung zu befreien, war nur der partielle Ausdruck eines allgemeinen Bedürfnisses nach Emanzipation von den Bildungsmächten und politischen Herrschaftsformen der alten Gesellschaft, das vom dritten – bürgerlichen – Stand allenthalben artikuliert wurde. Dieser Stand war zumal in England und Frankreich dank seiner Finanzkraft bereits früh zu einem politischen Machtfaktor

ersten Ranges an den monarchischen Regierungszentren aufgestiegen, der die Privilegien des Adels allmählich aufhob. Seine ökonomische Bedeutung und Unabhängigkeit erwuchs ihm nicht aus ererbtem Grundbesitz, sondern aus dem Finanz- und Handelskapital, das er mit Hilfe der in den Manufakturbetrieben eingeführten Lohnarbeit erwarb und vermehrte. Das Selbstbewußtsein des auf solche Weise erstarkten bürgerlichen Standes setzte sich bald in allen Sphären des Denkens und Handelns antagonistisch von den Idealen der Adelsgesellschaft ab. Einige der neuen Devisen lauteten nun:

- autonome Vernunft vs. traditionale Autorität,
- natürliche Rechte aller vs. privilegierte Stellung und Herrschaft von Gottes Gnaden einzelner oder weniger,
- diesseitiger Wohlfahrtsstaat vs. höfischen Luxus und Priestertrug.

Zu den angestrebten politischen Rechten und Zielen, die später in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung der modernen westlichen Demokratien eine wichtige Rolle spielen sollten, gehörten u. a. das Wahlrecht, die Sicherung des Eigentums, religiöse Toleranz, Rede- und Versammlungsfreiheit. Im Kampf um die genannten Rechte spielte die literarische Intelligenz des achtzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Und zum erstenmal findet sich hier jener Typus des Schriftstellers, des lesenden und schreibenden Intellektuellen, der sich für die legitimen Interessen einer liberalen Gesellschaftsordnung engagiert und kritisch die alte Ordnung angreift. In diesem Kampf werden auch die literarischen Traditionen seit der Antike eingesetzt, die man jetzt freilich nicht mehr bloß als ‚Lebenshilfe‘ aneignet und auf normative Leitbilder hin liest. Vielmehr wird die in der Überlieferung dargestellte Welt, ihre Sprache, ihre Institutionen und ihr Moralcodex, als etwas historisch Fremdes erkannt, von dem die Wirklichkeit der Moderne sich abhebt. Der Unterschied in den Lebensverhältnissen der alten und der neuen Gesellschaft, die das Bürgertum heraufziehen sieht, wird bald optimistisch als Fortschritt interpretiert, ein Fortschritt, der zwar vor allem in der Vervollkommnung der Menschenrechte, Künste und Sitten zu liegen scheint, aber als Kehrseite die zunehmende Ausbeutung und Proletarisierung der von der kapitalistischen Wirtschaftsform abhängigen Lohnarbeiter mit sich bringen wird.

Zunächst freilich galt die erwähnte Auseinandersetzung der Beseitigung der Privilegien der alten Adelsgesellschaft, und das Bürgertum konnte hier mit Recht behaupten, daß eine Änderung der Machtverhältnisse mit einer radikalen Kritik der Tradition Hand in Hand zu gehen hätte. Waren es doch altehrwürdige Gesellschaftsbilder und davon

hergeleitete Normen, die die Notwendigkeit autokratischer Herrschaftsformen rechtfertigen sollten. Die literarische Intelligenz, die sich für die Ziele der bürgerlichen Lebensordnung einsetzte, agierte meist außerhalb der traditionellen Bildungsinstitutionen, Schulen und Universitäten, die noch lange Zeit vom Klerus beherrscht wurden. Bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein verhartete sie infolgedessen in der ökonomischen Abhängigkeit von Mäzenen, die als Mitglieder des aufgeklärten Adels oder des städtischen Großbürgertums den liberalen Ideen zugetan waren. Die rechtliche Stellung und soziale Existenz der Schriftsteller und Literaten blieb auch dann noch weitgehend ungesichert, als die zunehmende Alphabetisierung des bürgerlichen Standes der Buchproduktion einen größeren und lukrativeren Markt erschloß. Darüber hinaus suchte die staatliche Zensur, die Wirkung der Literatur, soweit sie kritisch war, in jeder Hinsicht einzuschränken, wenn nicht ganz zu verhindern. Unter dem Druck dieser Verhältnisse, die mehr oder minder ausgeprägt in allen europäischen Ländern herrschten, entstanden neben verschlüsselt gesellschaftskritischen Texten informelle Lese- und Unterhaltungszirkel, die gleichsam die Keimzellen einer literarischen Öffentlichkeit bildeten, in welcher das bürgerliche Publikum bald auch die politischen Probleme des Zusammenlebens diskutierte. Im England des frühen achtzehnten Jahrhunderts läßt sich die Entstehung einer literarischen ‚Kulturindustrie‘ mit allen Vor- und Nachteilen der Abhängigkeit der Literaten vom Markt und dessen Angebot und Nachfrage bestimmenden Gesetzen studieren. Hier befriedigten bald Zeitungen, Journale und Magazine, Trivialromane und ähnliche Informations- bzw. Illusionsmedien das Bedürfnis des gerade entstehenden bürgerlichen Publikums nach sentimentaler Unterhaltung und moralphilosophischer Unterrichtung. Eine Welle der Popularisierung und Trivialisierung jener Stoffe und Wissensgebiete, die bislang nur einer kleinen Oberschicht zugänglich waren, überflutete das damalige Europa. Belesenheit und Übung im Schreiben waren bald keine Privilegien mehr, sondern bildeten zusammen mit dem selbst erworbenen Eigentum die Voraussetzung für die Teilnahme an den politischen und kulturellen Veranstaltungen der bürgerlichen Gesellschaft.

Wenden wir uns nun jener Gruppe der literarischen Intelligenz zu, die auch in der neuen Gesellschaftsordnung das literarisch tradierte Erbe zu verwalten hatte. Die Auseinandersetzung mit den (klerikalen) Vertretern des Traditionalismus, die im achtzehnten Jahrhundert ihren Höhe- und Wendepunkt erreichte, konzentrierte sich vorab auf die Bewertung der neuen philologischen Methode, die als ‚historische Kri-

tik' alle überlieferten Texte ohne Ansehen ihrer institutionell abgesicherten Autorität auf die Situation bezog, in der sie nach dem Dafürhalten der jungen Geschichtsforschung entstanden waren. Nach Maßgabe eines solchen Verfahrens wurde der Gehalt an Wahrheit in den Texten, den nach traditionalistischer Auffassung Alter und offiziell anerkannte Lehrmeinung verbürgt hatten, vor das Tribunal einer, wie man meinte, neutral urteilenden Vernunft gezogen. Sie sollte das historisch Einmalige vom allgemein Geltenden, das dem ‚common sense‘ einsichtig war, unterscheiden. Betrachten wir als ein Beispiel für den Wandel der Interpretationsprinzipien den Grundsatz von der Selbstausslegung der Texte: Noch die humanistischen Gelehrten in ihrer traditionalistischen Einstellung hatten ihn befolgt, indem sie z. B. für die Bibelexegese die Regel aufstellten, daß eine etwa im Text wiedergegebene Rede unter den Fragen zu interpretieren sei: „wer spricht? zu wem? wann? wo?“ Waren diese topischen Leitfragen auf die Personen *im* Text beschränkt, so übertrug sie nun die historische Kritik auf den Autor, um einmal die zeitbedingte Intention seiner Äußerungen herauszufinden, und um zum andern den dokumentarischen Wert seiner Darstellung für die Erforschung des vergangenen Erfahrungshorizontes einschätzen zu können. Verfuhr die historische Kritik rational im Sinne einer Methode, die die Überlieferung in objektivierender Weise aus einem unmittelbaren Verhältnis der Gleichzeitigkeit zwischen Text und Leser herausrückte, so blieb sie in ihrem Selbstverständnis doch auch ein Teil der ‚moralischen‘ oder ‚schönen Wissenschaften‘ – so hießen ja, wie zu erinnern ist, alle mit Literatur, Geschichte, Bildung und Geschmacksethik zusammenhängenden Disziplinen und Künste bis ins neunzehnte Jahrhundert –, die sich erklärtermaßen für die lebenspraktischen Fragen nützlich machen wollten.

Das wohl hervorragendste Zeugnis für die Rolle der literarischen Intelligenz in der sich konsolidierenden bürgerlichen Gesellschaft liegt uns in der „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“ vor, die d’Alembert und Diderot unter Mitarbeit einer großen Equipe kritischer Gelehrter und Literaten seit der Mitte des Jahrhunderts herausgaben. Dieses für den Geist der Aufklärung charakteristischste Werk wollte weder ein antiquarisches noch ein traditionalistisches Interesse befriedigen. Seine Intention war vielmehr kritisch und didaktisch-publizistisch zugleich: Alle bis dahin überlieferten Kenntnisse in Wissenschaften, schönen und mechanischen Künsten sollten nach dem Verständnis der Herausgeber sprachlich und logisch so klar und einsichtig dargelegt werden, daß jedermann ohne besonde-

res Vorwissen an sie anknüpfen konnte. Als praktischen Zweck einer so umfassenden Belehrung nennt das Vorwort den Fortschritt des aufgeklärten Wissens zum Wohl der Gesellschaft. Wie sehr die Enzyklopädie der emanzipatorischen Bewegung des französischen Bürgertums Ausdruck verlieh, das belegen die Angriffe der konservativen Kreise aus Geistlichkeit und Politik, die ihr Demoralisierung, Atheismus und Materialismus vorwarfen.

In Deutschland hingegen blieb die gesellschaftliche Rolle der literarischen Intelligenz des gleichen Zeitraumes verhältnismäßig unpolitisch und weniger publikumswirksam. Wie auch das Ausbleiben einer bürgerlichen Revolution lehrt, sind die Gründe dafür in der vergleichsweise starr konservativen Gesellschaftsstruktur zu suchen, die das politische Erstarken eines dritten Standes behinderte, der fähig und willens gewesen wäre, aus liberalem und demokratischem Bewußtsein heraus verändernd ins Bestehende einzugreifen. Die Rückständigkeit des deutschen Bürgertums im Vergleich zu anderen westlichen Ländern war auf ökonomischem Sektor einmal dadurch entstanden, daß nach der Entdeckung der Neuen Welt die Handelsstraßen und kommerziellen Umschlagsplätze von Zentraleuropa weg in die Küstenzonen verlagert wurden; zum anderen warfen die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges die Agrar- und Manufakturproduktion um Jahrzehnte zurück. Mangelte es aufgrund dieser Entwicklung an jener wirtschaftlichen Prosperität, die in den Nationen des Westens den Macht- und Herrschaftsanspruch des neuen Mittelstandes begründet hatten, so wirkte sich das Fehlen einer zentralen monarchischen Regierungsgewalt, die wie in Frankreich mit dem Adel im Konflikt lag, zusätzlich politisch lähmend aus, da das deutsche Bürgertum keine Gelegenheit fand, die Koalition zwischen Feudaladel und absoluter Herrschaft, wie sie etwa Preußen vorexerzierte, aufzubrechen. Die straffe, paramilitärische Organisation des preußischen Beamtenstaates, die dem Nationalstaat des neunzehnten Jahrhunderts schließlich zum Vorbild wurde, hatte zwar die Beziehung zwischen Obrigkeit und Untertanen in gewisser Weise versachlicht, doch nur, um die politische Unmündigkeit durch ein rigoroses Berechtigungswesen um so stärker zu befestigen.

Unter solchen Verhältnissen suchte die literarisch gebildete Intelligenz nach Wegen, die Werte und Ideen des bürgerlichen Liberalismus zu verwirklichen, die außerhalb der eingeschränkten politischen Handlungsmöglichkeiten lagen. Die Idee der literarischen Bildung selber, die eine ‚Reform der Köpfe und Herzen‘ an die Stelle der politischen Praxis setzte, versprach wohl eine späte Erfüllung der bürgerlichen Hoffnun-

gen. Aber die Träger des erwachenden Reformeifers an den Schulen und Hochschulen, die meist einem philosophisch-philologisch geschulten Beamtenstand angehörten, setzten die Sicherung ihrer ‚Gedankenfreiheit‘ vor den Kampf um politische und soziale Rechte. Mit Gründen kann die moderne Sozialgeschichte behaupten, das Ziel eines nationalen Rechtsstaates habe die deutsche Ideologie jener Zeit in der Form eines „Literatur- und Bildungsstaates“ erträumt. So galt zwar der Literat, schrieb anno 1785 der Publizist und Historiker August Ludwig Schlözer, als „unbesoldeter Diener der bürgerlichen Gesellschaft“, dessen Aufgabe es sein sollte, Sitten und politische Moral zu „verbessern“, und seine Erzieherrolle erstreckte sich nicht nur auf den eigenen Stand, sondern auch auf die plebejischen Schichten, wie der von Herder, Schubart und Bürger vorgetragene Gedanke der Volksbildung es wollte. Doch blieben solche Vorstellungen in ihrer Zeit meist abstrakt, da der ständische Obrigkeitsstaat ihrer Realisierung keine Chance bot. Der liberale Geist in den Schriften vor allem des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts verhalf auch der Einsicht zur Sprache, daß der Fortschritt in Wissenschaften und Künsten von der Garantie politischer Rechte nicht unabhängig sei: Freiheit, Öffentlichkeit und Gleichheit wurden als kategoriale Bestimmungen des ‚Mittelstandes‘ mit den literaturgebundenen Formen wissenschaftlichen Denkens, der prosaischen Beredsamkeit und der freien Darstellung des bürgerlichen Lebens in *einen* Zusammenhang gebracht. Aber auch diese Früchte eines aufrichtig gemeinten Wunschdenkens wurden nicht in der konkreten Freiheit hervorgebracht, die nur durch entschlossenes politisches Handeln hätte herbeigeführt werden können. Der Zwang, eine solche Freiheit wenigstens in abstracto zu imaginieren, war indes unter den Angehörigen der literarischen Intelligenz stark genug, um sie zum Entwerfen idealer Lebenswelten zu veranlassen, deren poetische bzw. spekulative Bilder wir heute mit der Literatur der Klassik und des Idealismus in Verbindung zu bringen pflegen. Wie Schillers Entwurf eines ‚ästhetischen Staates‘ lehrt, wiesen solche Wunschphantasien dem politisch Handelnden keinerlei konkrete Möglichkeiten. Im Gegenteil, sie stießen die Praxis geradezu ab, um radikal – ohne den Blick auf die Realität richten zu müssen, die den Liberalisierungswillen des bürgerlichen Standes einschnürte – in Gedanken die Formen einer ungezwungenen Existenz durchspielen zu können. Schillers Motto, daß nichts die freie Dichterkraft beschränke, steht aber auch für den Spielraum einer autonomen Kunst, in der Wesen und Erscheinung Versöhnung feiern. Die Kunst zeigt, ohne schließlich eine andere Wirksamkeit als die der anschauen-

den Erkenntnis zu beanspruchen, daß in der modernen Gesellschaft Politik und Moral, Trieb und Vernunft auseinandergerissen sind. In der *via negationis* vermittelten Haltung gegenüber der sozialen Wirklichkeit gewinnt die bürgerliche Literatur einen ästhetischen Rang, auf dessen Höhe sie jene Theorien und Bilder einer vollkommenen, ungeteilten Existenz entwirft, die man später als Antwort auf entfremdete Arbeitsverhältnisse und politische Dissonanz in Deutschland auffassen wird. Gewiß dokumentieren die Produkte der schöpferischen literarischen Intelligenz das Fehlen einer kritisch wirksamen Öffentlichkeit. Die deutschen Schriftsteller wußten sie indessen durch die verneinende und utopische Pose auf dem Forum des schönen Scheins zu ersetzen.

Die antike Tradition, deren normativer Geltung wir wiederholt begegneten, spielte auch in dieser Situation eine heuristische Rolle. Von den veränderten Bedürfnissen und Interessen her wurde sie reinterpretiert und historisierend distanziert. Und doch zeugt das Festhalten an ihrem Modellcharakter von dem Bedürfnis der literarischen Intelligenz, ein Bewußtsein dauernder, durch Tradition gesicherter Kontinuität zu erhalten, ein Bedürfnis, das bis weit in die Moderne zu den spezifischen Merkmalen auch des sogenannten gebildeten Publikums zählte. Als Modell galt der Intelligenz nun begreiflicherweise nicht mehr das aristokratische Altertum sondern die athenische Polisdemokratie, deren Vorzug in der harmonischen Ausgewogenheit aller öffentlichen wie privaten Sozialformen und ihrer Werte gesehen wurde. Die Jakobiner gingen bekanntlich soweit, die bürgerliche Revolution als Mittel zur Wiedereinsetzung einer solchen Polisdemokratie herbeizuwünschen. Langfristig wirkende Folgen brachten solche Phantasien nicht hervor.

Anders hingegen im akademischen Bereich. Von der neuen Einschätzung der griechischen Antike ging ein starker Impuls aus, die Philologie im Sinne der von der zeitgenössischen Philosophie geforderten theoretischen und systematischen Strenge als Wissenschaft zu begründen. Diese neue Wissenschaft wurde in Organisation und Methodenlehre ändern mit Sprache und Literatur befaßten Disziplinen zum Muster, die sich erst im Laufe des späteren neunzehnten Jahrhunderts als Universitätsfächer legitimieren konnten. Es lohnt sich daher, einen Blick auf die Überlegungen zu werfen, die der Philologe Friedrich August Wolf in einer 1807 gedruckten Programmschrift zur Rechtfertigung der jungen „autonomen Altertumswissenschaft“ anstellte.³ In unserem Zusammenhang sind vor allem die folgenden Punkte interessant:

1. Den Gegenstand der Altertumswissenschaft bildet allein die

„*eigentliche Geisteskultur*“, die von der politischen Geschichte streng geschieden wird.

2. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Antike dient der *Bildung der harmonischen Persönlichkeit*.
3. Die Aufgaben der Wissenschaft lauten: *Bewahren und Vergegenwärtigen*.
4. Ihr methodisches Organon umfaßt:
 - a) *Grammatik* im weiten Sinn der Sprachgeschichte und -philosophie,
 - b) *Hermeneutik* als Kunstlehre der Textauslegung,
 - c) *Kritik* als Rekonstruktionsverfahren der authentischen Textgestalt.

Wir finden in den ersten drei Punkten ein Wissenschaftsethos vor, das neben bemerkenswerten Leistungen, die die philologischen Disziplinen der Folgezeit vorzuweisen haben, auch jene bedenklichen Tendenzen förderte, die oben als charakteristisch für die deutsche Ideologie skizziert wurden: konservative Aufgaben, Idealisierung des Gegenstandes und, wie Wolf selber betonte, strengste Abgrenzung von jenem Praxisbezug, der die sogenannten „Bedarfs-Wissenschaften“ auszeichnete. Es mag uns heute befremdlich erscheinen, daß das Studium der alten Sprachen „als Zweck an sich“ betrachtet wurde, da die Wissenschaft doch auch bilden wollte. Aber das Bildungsideal war eben an einem individualethischen und weitgehend abstrakten Bild des gesellschaftsfernen und privaten Menschseins (Humanität) orientiert, das unter gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche Form einer liberalen Existenz zu verkörpern schien. Der Bildungsanspruch der Altertumswissenschaft, der exemplarisch war für das Wissenschaftsverständnis jener Zeit, wurde bereits in der nächsten Philologengeneration zugunsten eines ‚reinen‘ Erkenntnisideals abgebaut. Auch in der Methodenlehre fielen nun ‚Auslegung‘ und ‚Anwendung‘ auseinander und verselbständigten sich auf lange Sicht einerseits in den Einzeldisziplinen der nach nationalen Überlieferungen gegliederten Sprach- und Literaturwissenschaften (= philologische Fächer), die sich vor allem der Forschung verschrieben und andererseits den unterrichtsbezogenen pädagogischen Fächern, die die didaktische Anwendung zu leisten hatten. (Heute soll die Fachdidaktik diese historisch entstandene Kluft wieder überbrücken helfen.)

Das Streben nach methodischer und organisatorischer Autonomie, und die Bedeutung, die in diesem Zusammenhang der Theorie zukam, machen wir uns am besten verständlich, indem wir das klassische Organon der philologischen Tätigkeit mit den Begriffen vergleichen, die nun

zur Begründung herangezogen wurden. Die Veränderung kann mit Recht durch das Schlagwort ‚Verwissenschaftlichung‘ gekennzeichnet werden, wenn wir uns vor Augen halten, welche Merkmale den neuen Wissenschaftsbegriff auszeichnen. Fassen wir zunächst noch einmal zusammen, was über die vorwissenschaftliche Philologie gesagt wurde: Ihr Traditionalismus hat gezeigt, daß in der altständischen Gesellschaft Europas die literarische Tradition die Rolle einer autoritativen Doktrin spielte, deren Maximen und Normen in allen Lebensbereichen in *unmittelbarer* Weise angeeignet, angewendet und u. U. nachgeahmt wurden. Unmittelbarkeit bedeutete hier: die Bücher selbst der ältesten Überlieferung so zu lesen, als seien sie für die jeweilige Gegenwart des nachgeborenen Lesers geschrieben worden. So galten etwa die Aufzeichnungen der Historie als Sammlungen früherer Erfahrungen, aus deren Studium der Leser für seine eigene Lebensgestaltung Belehrung erhoffte. Die Überlieferung war noch nicht geschichtlich, noch nicht als Ausdruck historisch fremden Selbstverständnisses bewußt, sondern von musterhaftem, vorbildlichem Wert. Plastischen Ausdruck fand diese Einstellung z. B. in dem von den humanistischen Philologen des Spätmittelalters wiederholt gebrauchten Topos, sie wollten die Schriften der Vergangenheit aufschlagen, um mit ihren Verfassern in ein ‚Gespräch‘ einzutreten. Und dieses ‚Gespräch‘ bedurfte jener Voraussetzungen, die im klassischen Organon der Philologie längst festgelegt waren: Grammatik als Sprachlehre, Textkritik zur Wiederherstellung der ‚echten Stimmen‘ (Authentizität) der ‚Gesprächspartner‘; die interpretierende Auslegung wollte darüber hinaus das, was der gelehrte Leser verstanden hatte, im engeren und weiteren Sinne in die Sprach- und Handlungsfähigkeit eines lehr- und lernbedürftigen Publikums ‚übersetzen‘.

Die in so verkürzter Weise nochmals umschriebene traditionalistische Haltung verfiel der Kritik jener bürgerlichen Gesellschaft, die, wie wir sahen, ihre politischen Ansprüche nicht mehr von den alten Überlieferungen herleiten konnte, sondern von ihrer ökonomischen Stärke. Im Zuge dieses Wandels, der vor allem durch eine Reorganisation der gesellschaftlichen Arbeit nach zweckrationalen Gesichtspunkten (kapitalistisches Wirtschaftssystem) gekennzeichnet war, wurden auch die Beziehungen zwischen den sozialen Gruppen und Klassen neu geordnet. Rechtliche Vertragsverhältnisse sollten z. B. die Verteilung und Begrenzung der Macht sichern; wie überhaupt die Ordnung des Zusammenlebens nach *rationalen* Wertmaßstäben geregelt wurde, die, wie oben gezeigt, den Geltungsanspruch der tradierten Legitimations-

formen der institutionellen Handlungssysteme (Familie, Unterricht, Religion, Regierung) erschütterten. Als Beispiel für den Willen nach einem *neuen Anfang* zitierten wir die Enzyklopädie der französischen Aufklärungsphilosophen. Sie stand als ein Werk der kritischen Vernunft da, die, so verstand sie sich selbst, die Bevormundung durch die geschichtliche Überlieferung abgestreift hatte. Die Geschichte schien von dieser neuen Summe alles Gedachten aus aufs neue beginnen zu können, und zwar diesmal nicht mehr als blinder Gang des Schicksals, sondern nach Gesetzen, deren Wechsel den Menschen einsichtig war. Damit wurde schließlich die Möglichkeit bewußt, rational planend und lenkend in den Geschichtsverlauf einzugreifen. Heute wissen wir, daß auf dieser positiven Einschätzung des zweckrationalen Handelns die stets fortschreitende Industrialisierung der Produktionsweisen beruht, ebenso wie die enorme Entfaltung des technischen Wissens und der damit gegebene Zwang zur dauernden Innovation.

Die Formen rationalen Denkens im eben beschriebenen Sinne haben den Wissenschaftsbegriff der Moderne geprägt. Sie haben andererseits auch zu dem Vorurteil beigetragen, daß *wahre* Wissenschaft an die Bedingungen des systematischen Anspruchs und der exakten Methode geknüpft sei. Stark vereinfacht bedeutet dies eine Wissenschaft, die auf hohem Abstraktionsniveau neben Erscheinungen der physikalischen Welt (Naturwissenschaften) auch Untersuchungsgegenstände wie soziales Handeln, Sprache, Literatur (Humanwissenschaften) in gegliederten, vom Verstand konstruierten Ordnungen wiedergibt. Die durch analytische Verfahren hervorgebrachte Erkenntnis richtet sich in solchem Fall auf die Invarianten in der Welt der Erscheinungen, über deren Auftreten, Struktur und Bewegung sich bestimmte Gesetzhypothesen formulieren lassen. Gegenüber dem praktischen Wissen und der Frage nach dem Sinn ihrer Anwendung verhalten sich derartige Aussagen neutral. Gleichwohl fanden im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die mit objektivistischen und positivistischen Begriffsoperationen in Zusammenhang stehenden Verfahrensweisen auch Eingang in die historischen und philologischen Disziplinen. Die literarische Intelligenz des akademischen Bereichs konnte sich und ihr Tun unter dieser Voraussetzung als Moment der *reinen* Wissenschaft begreifen, fern von der wertenden und bildenden Vermittlung der historisch-philologischen Erkenntnis mit der praktischen Lebenswelt. Ein Rest Aufklärungserbe steckt in dieser Haltung, da im Schema des kritischen Rationalismus der zergliedernde Verstand die Rolle einer voraussetzungslos beobachtenden Instanz inne hatte. Schon im achtzehnten Jahrhundert aber wurde

dieser Standpunkt kritisiert, als es darum ging, das historische Urteil und die pragmatische Aneignung klassischer Kulturmuster gegen wertneutrale Verstandesanalyse und logische Systematik zu verteidigen. Ein wichtiger Einwand lautete, daß die Vernunft der forschenden und urteilenden Subjekte, das Organ ‚reiner‘ Erkenntnis, selber der Geschichte angehört, die sie studierte. Sie ist, so korrigierte bereits Herder in seinem Traktat „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774) die Behauptung ihrer Unabhängigkeit von vorgegebenen Überlieferungen, das Produkt der Bildungsgeschichte der Menschengattung, die in Sprache und Schrift geronnen vorliegt. Wie kann sie dann aber das gleichsam *von außen* erklären, beurteilen und kritisieren, worin sie selber sich schon immer vorfindet? Auf Geschichte und Literatur bezogen hieß das: Der Interpret erkennt schlechterdings nichts, wenn er ein bestimmtes historisches Ereignis, einen bestimmten poetischen Text usw. als Wirkung einer Ursache erklärt, deren Zustände wie in der Mechanik mit Notwendigkeit aufeinander folgen. Das Ereignis, das Gedicht ist nicht *notwendig* so geworden, es hätte auch anders aussehen, d. h. aber anders entstehen können. Der Interpret wird mithin danach fragen, *warum* die Menschen damals so gehandelt, so geschrieben haben, welchen *Sinn* sie selber ihrem Handeln und Herstellen beilegen. Sinn freilich läßt sich nicht kausal-analytisch erklären, sondern – da er eine sprachabhängige Kategorie ist – nur *verstehen*.

Nun war ein solches Sinnverstehen wohl auch schon in der traditionalistischen Philologie intendiert, wie der von den Humanisten verwendete Gesprächstopos zeigte, geht das Gespräch doch auf Verständigung aus. Der entscheidende Unterschied liegt indessen in der durch die neue Geschichtsauffassung herbeigeführten Einsicht in die Fremdheit des tradierten Sinnes. Die Texte und ihre Bedeutungen galten nicht mehr als unmittelbar gegenwärtig, da man sie auf die Situationen zurückführte, in der sie entstanden waren. Daraus folgte die Inkommensurabilität zwischen dem Erfahrungshorizont des Interpreten und dem, der im Text zur Sprache kam; zugleich mit dem Bewußtsein, daß Text und Leser je verschiedenen historischen Lebenswelten angehörten, entstand die Befürchtung, den Sinn des literarisch Überlieferten mißzuverstehen, solange der Leser seine eigenen, mit der Muttersprache erworbenen und in persönlichen Erfahrungen verfestigten Vor-Urteile ungeprüft auf die historisch fremden Lebensäußerungen überträgt. Ein unvermitteltes ‚Gespräch‘ zwischen Text und Leser schien, vor allem wenn die Texte historisch distanziert waren, nicht mehr auf der Ebene einer vorgestellten Gleichzeitigkeit möglich; vielmehr sollte nach da-

maliger Auffassung diese Ebene erst *hergestellt* werden, indem der nachgeborene Leser sich in den Autor selbst bzw. in die Rolle des *ursprünglichen Lesers* zurückversetzte. Der daraus entstehenden *divinatorischen Hermeneutik* lagen noch durchaus praktische Motive zugrunde. So haben die Theoretiker der Verstehenslehre von Herder bis Schleiermacher den Widerspruch zwischen dem Bedürfnis nach uneingeschränktem Diskurs über private, ästhetische und zwischenmenschliche Fragen und dem Fehlen einer entsprechenden Öffentlichkeit (Publikum) in ihre Überlegungen mit aufgenommen. Da ist wiederholt von einer *idealen Gesellschaft* die Rede, die jenseits der bestehenden politisch-rechtlichen Kontrollen und Einschränkungen die freie Übereinstimmung aller Denkenden zuläßt. Es lag in dieser Vorstellung die begründete Hoffnung der literarischen Intelligenz, in einer Republik der Gelehrten jene ungehinderte Meinungsbildung zu praktizieren, die der Staat den Bürgern im Ganzen verweigerte. Der Aufklärung der Menschen durch den Gebrauch unzensurierter Rede entsprach die Aufklärung der Geschichte, die in den Werken der literarischen Überlieferung vorlag.

Im Topos vom *Gespräch der Geister* wie in der Annahme eines auf Empfindung beruhenden *Gemeinsinnes*, der alle Menschen über ständische, zeitbedingte u. a. Unterschiede hinweg miteinander verbindet, wird der Anspruch einer autonomen Kommunikationssphäre deutlich, wie sie Humboldt schließlich mit seinen Entwürfen für eine von Staat und Politik unabhängige Universität zu institutionalisieren gedachte. Humboldt war geprägt von den hier zur Sprache gekommenen Traditionen der humanistischen Bildung und der auf der Verbindung der Einfühlung und Vernunft ruhenden Geschichtsforschung, und er selber hat zur wirksamen Fortsetzung dieser Tradition viel beigetragen. Seine Universitätspläne sind in Selbstverständnis und Organisation der akademischen literarischen Intelligenz eingegangen. Sie wurden aber auch dazu mißbraucht, die berechtigte Abgrenzung der nunmehr theoretisch und geschichtsphilosophisch fundierten Philologie von einem unvermittelten Praxisbezug in eine antiquarische und lebensfremde Einstellung zu verkehren. Seine Gedanken zur klassisch-literarischen Bildung fanden willkommene Aufnahme bei den Schulmännern der Gymnasialreform. Sie wurden aber auch dazu mißbraucht, mit Hilfe der *Humaniora* eine sozial restriktive Bildungsbarriere zu errichten, die gegen den Aufstiegswillen der bürgerlichen Unterschichten und der Arbeiterklasse gerichtet war.

4 *Ambivalenzen in der Stellung der literarischen Intelligenz*

Wir erkennen hier im neunzehnten Jahrhundert jene Ambivalenz in der Funktion der literarischen Intelligenz, die sich bis heute erhalten hat. Stets haben die Übergänge von einer Gesellschaftsform zur andern, von der feudalen zur bürgerlichen und von der bürgerlichen zur Industriegesellschaft, die an der kritischen Fortbildung literarischer Traditionsbestände sowie an der kulturellen Kontinuität arbeitende Intelligenz in tiefe Krisen gestürzt. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verbreitete sich die Einsicht, daß der Grund für die gleichsam naive Praxisanleitung durch literarische Weltbilder und Normen mit dem Zusammenbruch der altständischen Ordnung dahin war. Das historische Bewußtsein distanzierte nicht nur die als Historie und klassische Literatur einst gegenwärtige Vergangenheit, sondern hob auch die Beschäftigung mit der Überlieferung aufs Niveau der Theorie. Die Autonomisierung der Kunst und die parallel sich entwickelnde Verwissenschaftlichung der traditionsvermittelnden und kunstauslegenden Tätigkeiten fordern seitdem eine *reflektierte* Haltung. Wie damals allererst die Geschichte der Literatur mit dem Ziel geschrieben wurde, dem spekulativen Gedanken über die *Zukunft* der Literatur Richtung und Kontur zu geben, so gerieten alle in vorwissenschaftlicher Zeit lebensunmittelbar wirksamen Künste (*artes*) in ein vermitteltes Verhältnis zur Praxis. Methodisch geschultes Denken und ästhetische Reflexion traten gleichsam dazwischen und verlangten zunächst nach Kennerschaft, dann nach wissenschaftlicher Ausbildung als Voraussetzung für den verständigen Umgang mit Texten und deren angemessener Rezeption.

Literarische Intelligenz und gebildetes Publikum haben sich seither als selbständige Institutionen etabliert mit je eigentümlichen Verhaltensweisen und heteronomen Wertvorstellungen. Die Erforschung der Literatur gilt deren authentischem ‚Wesen‘, während der Konsum literarischer Werke in zunehmendem Maße durch die Massenmedien und die ökonomischen Interessen einer sich konsolidierenden Kulturindustrie gesteuert werden. Theodor Wilhelm Danzel, einer der Mitbegründer der akademischen Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland, hat um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts prägnant zwischen einer populären und der wissenschaftlichen Behandlung der Literatur unterschieden, indem er „historische Erkenntnis“ und „gemeine Lektüre“ voneinander abhob.⁴ Erstere band er an eine Verpflichtung zu wissenschaftlicher Reinheit, die weder der Verstehensfähigkeit des

Massenpublikums noch der pädagogischen Anwendung im religiösen oder politischen Sinne zu achten hätte. Diese Forderung ist nicht nur repräsentativ für die Professionalisierung der literarischen Intelligenz, sie weist auch auf jene Assimilation an das Objektivitätsideal der Naturwissenschaften voraus, die mit Wilh. Scherer sich später in der Literaturwissenschaft durchsetzte. Damit wurde in der Methodenlehre die hermeneutische Einsicht zunichte, daß – wie man es neuerdings formuliert hat – „im Verstehen immer so etwas wie eine Anwendung des zu verstehenden Textes auf die gegenwärtige Situation des Interpreten stattfindet.“⁵ Das heißt: die interpretierende Tätigkeit, das eigentliche Geschäft der historisch-philologischen Disziplinen, verhält sich zu ihrem Gegenstand nicht wie die naturwissenschaftliche Beobachtung zum physikalischen Ereignis. Denn die Semantik der symbolischen Form verlangt nach einer teilnehmenden bzw. mitspielenden Haltung, die An-Erkennung der gegebenen Sinnstruktur und reflektiertes Engagement zugleich umfaßt. Die gegebene Sinnstruktur und des Interpreten eigenes Auslegungsschema sollen im Wechselspiel von genauer Befragung und permanenter Selbstkorrektur an einem imaginären Punkt zur Deckung kommen. Die Objektivität der hermeneutischen Operationen beruht mithin nicht auf einer logisch konstruierten Beobachtungssprache, die wie in den exakten Wissenschaften nur eindeutige Funktionen zuläßt. Die Objektivität philologischer Erkenntnis stellt vielmehr ein Verfahren sicher, in dem das Verständlichmachen des eigenen wie des fremden Sprachgebrauchs Hand in Hand geht mit der Untersuchung der situationsbedingten Verwendung semantischer Regeln, ästhetischer Strukturen und sinnkonstitutiver Deutungsmuster der gesellschaftlichen und natürlichen ‚Welt‘.

Dieser knappe Exkurs, der freilich nur noch in begrenztem Maße auf die literarische Produktion unseres Jahrhunderts und ihre wissenschaftliche Behandlung zutrifft, soll dazu dienen, den eigentümlichen Erkenntnismodus der historisch-philologischen Wissenschaften als legitime Form wissenschaftlicher Erkenntnis von der ungeprüften Übernahme vermeintlich wertneutraler Forschungsprinzipien abzugrenzen. Wenn im neunzehnten Jahrhundert das *praktische Interesse an der Sicherung und Erweiterung ungezwungener Kommunikation* (Habermas) zu einem Teil aus dem Selbstverständnis der literarischen Intelligenz des akademischen Bereichs verdrängt wurde, so sind die Gründe dafür nicht zuletzt im sozialen Wandel zu suchen. Industrialisierung und Klassengegensätze haben die deutende Kraft literarischer Weltbilder geschwächt und das Bürgertum veranlaßt, sie als geschichtslose

Kulturgüter in den Dienst ideologischer Bewußtseinsbildung zu nehmen. Museale Traditionspflege, Klassizismus und die notorische Mißachtung der Gegenwartsliteratur charakterisieren eine philologische und auslegende Praxis, die sich hauptsächlich mit dem Sammeln, Sichten, Datieren und Einordnen der Traditionsbestände zufrieden gibt, ohne einer Legitimation durch das Interesse des Publikums zu bedürfen. Die literarische Intelligenz verliert ihren universalen Interpretationsauftrag. Mit der aufsteigenden Arbeiterklasse rücken neue, an politischem und technischem Wissen orientierte Bildungsbedürfnisse in den Vordergrund, die zu befriedigen jene auf Bewahrung tradierter Kulturbestände spezialisierten Wissenschaften nur zu schlecht gerüstet sind. Sie haben seitdem ihren partiellen Aufgabenbereich innerhalb der arbeitsteiligen Wissenschaftsorganisation sowohl gegenüber den auf Bewußteinskritik basierenden Disziplinen (kritische Sozialwissenschaften, Psychoanalyse) wie auch gegenüber der empirischen Sprachwissenschaft dauernd erneut abgrenzen müssen.

Erst in den letzten Jahren hat hierzulande eine radikale Auseinandersetzung mit jenen Bildungstraditionen eingesetzt, die in der restaurativen Atmosphäre der bundesdeutschen Nachkriegszeit noch weite Resonanz fanden. Der Konflikt zwischen konservativen und auf Reform drängenden Interessen hat das Selbstverständnis auch der literarischen Intelligenz erschüttert. Zumal die Rückbindung der Wissenschaften an ihre soziale Verantwortung hat die Frage nach ihrem Nutzen und ihrer Berechtigung aufgebracht. Lassen sich auch die historisch-philologischen Wissenschaften an ihrem möglichen Beitrag zum Produktivitätsfortschritt messen? In der offenkundigen Tendenz dieser Disziplinen, an die kritische Tradition der europäischen Aufklärung anzuknüpfen, liegt eine Antwort auf diese Frage. Denn das Stichwort *Emanzipation*, das in den zahlreichen neueren Rechtfertigungsschriften etwa der Literaturwissenschaft zu finden ist, bezieht sich – recht verstanden – auch im modernen Kontext auf die Befreiung aus unverschuldeter sozialer und geistiger Abhängigkeit sowie auf die Beseitigung ungerechtfertigter, demokratiefeindlicher Herrschaftsformen. Eine *kritische Wissenschaft* will die *Aufklärung* solcher zwangshaften Zustände leisten. In dem Maße, in dem sich die historisch-philologischen Wissenschaften an diesem Erkenntnisziel orientieren, verändern sie auch die soziale Rolle der literarischen Intelligenz. Die Ambivalenzen in der Stellung der literarischen Intelligenz sind hierdurch aber noch nicht aufgehoben. Sie wird auch bei verstärkter Kritik die blinde, nicht aus Einsicht stammende Ablehnung literarischer Traditionen vermeiden

und nach Mitteln und Wegen suchen, den schwindenden Publikumsbezug durch die Anpassung an sich wandelnde Leserinteressen und -einstellungen wettzumachen. Kritische und konservative Aufgaben werden, so ist anzunehmen, auch künftig das Tätigkeitsfeld dieser Gruppe bestimmen. Die mit der modernen Legitimitätskrise in Literatur und Literaturbetrachtung einhergehende Besinnung auf die Voraussetzungen und Folgen der literarischen Kommunikation zwingt sie jedoch, diese Aufgaben distanzierter wahrzunehmen und ausführlicher zu begründen.

ANMERKUNGEN

1. Th. Geiger, Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, Stuttgart 1949.

2. Vgl. H. Kreuzer (Hg.), Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Dialog über die „zwei Kulturen“, Köln-Berlin 1968.

3. F. A. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft, Bd. 5 der Vorlesungen, hg. v. Gürtler/Hoffmann, Leipzig 1839.

4. Th. W. Danzel, Über die Behandlung der Geschichte der neueren deutschen Literatur, in: Ders., Zur Literatur und Philosophie der Goethezeit, hg. v. H. Mayer, Stuttgart 1962, S. 286 ff.

5. H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode – Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, 2. Aufl. Tübingen 1965, S. 291.

Literatur

Die folgende Auswahl enthält Arbeiten, die u. a. für die vorliegende Darstellung herangezogen wurden:

F. Borkenau, Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild. Studien zur Geschichte der Philosophie der Manufakturperiode, Paris 1934

(versucht vor allem den Zusammenhang zwischen soziokulturellem Wertesystem und ökonomischen Faktoren im erwähnten Zeitraum nachzuweisen – dazu die ausführl. Rez. von H. Grossmann in: Zs f. Sozialforsch. Jg. IV, 1935, 161–231)

O. Brunner, Humanismus und Renaissance, Historia Mundi Bd. VI (instruktive ideen- und sozialgeschichtliche Einführung)

J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied 1962, Neuauf.: Sammlg. Luchterhand 25, 1971

(kritische sozial- und ideengeschichtliche Untersuchung einer auch für die Rolle der literarischen Intelligenz zentralen Kategorie)

A. Hauser, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur (1953), München 1967

(Standardwerk – großzügige Darstellung von Vorgeschichte bis 20. Jh. – mit

- Vorsicht zu benutzen – Korrektur der Interpretationen durch neuere Einzel-
forschung unerlässlich)
- H. Holborn, Der deutsche Idealismus in sozialgeschichtlicher Beleuchtung
(1952), in: Moderne deutsche Sozialgeschichte, hg. v. H.-U. Wehler, Köln und
Berlin (2) 1968, 85–108
(allg. Überblick über die Sonderstellung Deutschlands in der europäischen
Sozial- und Ideengeschichte des 18./19. Jh.)
- R. Kühnl, Formen bürgerlicher Herrschaft. Liberalismus – Faschismus, Reinbek
b. Hambg. 1971, rororo aktuell 1342/3
(nützliche, kurz und klar verfaßte Übersicht über Entstehung und Verfall der
bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ideologien)
- L. Löwenthal, Literatur und Gesellschaft. Das Buch in der Massenkultur, Neu-
wied und Berlin 1964
(enthält Untersuchungen zu Aufkommen und Haltung des bürgerlichen Mas-
senpublikums vor allem in den angelsächsischen Ländern)
- B. Moore, Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie. Die Rolle der
Grundbesitzer und Bauern bei der Entstehung der modernen Welt, Frankfurt
1969
(wichtige und umfängliche Darstellung der sozialen Kämpfe, aus denen die
Staats- und Gesellschaftsformen der Neuzeit in Asien und Europa hervorgin-
gen)
- R. Pfeiffer, Geschichte der klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum
Ende des Hellenismus, Reinbek b. Hambg. 1970, rde 344–346 (solide Mate-
rialsammlung)
- A. Weber, Kulturgeschichte als Kultursoziologie (1935), München 1963 (ge-
samtschichtliche Betrachtung der Entwicklung der Hochkulturen von den
Anfängen bis zur Gegenwart – in Einzelheiten z. T. überholt)
- M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft (1921 ff.). Grundriß der verstehenden
Soziologie, 2 Bde., Studienausgabe 1964
(soziologisches Standardwerk, in dem die idealtypische Gliederung der Epo-
chen der Gesellschaftsgeschichte entwickelt wird)